

## Prolog

*An mein ungeborenes Kind,*

*ich werde es mein Leben lang bedauern dich nicht aufwachsen zu sehen. Doch die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, lässt nicht zu, dass ich meinem Herzen folge. Was mir bleibt, ist die Gewissheit, dass du eine Mutter und eine Schwester hast, die dich lieben. Vielleicht kannst du mir eines Tages verzeihen, dass ich dich verlassen musste. Sei dir gewiss, es geschah nicht aus Mangel an Liebe.*

*Es waren die Götter, die mich in deine Welt brachten und es waren die Götter, die es mir nicht ermöglichten bei dir zu sein.*

*In diesem Buch steht alles über die Legende der Götter geschrieben. Ich möchte es dir überlassen. Es soll dich an mich erinnern.*

Hanna faltete den siebzehn Jahre alten Brief zusammen und schlug das Buch auf. Ehrfürchtig fuhr sie mit dem Zeigefinger über die vor langer Zeit geschriebenen Zeilen. Dieses Buch und dieser Brief waren ihr Schatz. Alles, was sie hatte.

*Einst erschufen die Götter die Welt der Menschen. Sie gaben den Menschen eine Seele, unverdorben und rein. Doch so sehr sich ihre neue Schöpfung auch bemühte, gelang es ihnen nicht, sich in der Welt zurechtzufinden.*

*Ihre Seelen waren zwar voller Güte, aber gezeichnet von Unsicherheit und Angst. Darum gaben ihnen die Götter die Empfindungen wie Ehrgeiz und Stärke, um sie mutiger werden zu lassen, damit sie sich in der Welt behaupten konnten.*

*Und es half. Die Menschen wurden mutiger, waren weniger ängstlich. Mit Eifer machten sie sich daran, Dörfer zu errichten und Felder zu bestellen.*

*Mit der Zeit jedoch wandelte sich der Ehrgeiz in den Willen, besser zu sein als andere. Die Stärke schlug in Hass und Missgunst um.*

*Die Götter sahen das friedvolle Leben der Menschen gefährdet. Sie beschlossen einige unter ihnen auszuwählen und gaben ihnen einen Funken ihrer göttlichen Macht.*

*Sie nannten ihre neue Schöpfung Sormieden.*

*Die Götter glaubten, dass die Menschen jemanden brauchten, der sie führte, ihnen den richtigen Weg wies.*

*Das sollte die Aufgabe dieser Sormieden sein.*

*Ihr Plan ging auf. Zunächst. Durch den neu gewonnenen Eifer und ihre Kräfte ließen die Sormieden die Welt erblühen, in einem vorher nie dagewesenen Glanz erstrahlen. Sie brachten über sich und die Menschen ein friedvolles und sorgenfreies Leben.*

*Doch die Harmonie sollte nicht von langer Dauer sein. Die ihnen verleite Macht veränderte ihre Seelen. Mit den Jahren wuchs ihr Drang nach mehr Macht und mehr Anerkennung. Eines Tages begannen die Sormieden die Menschen zu unterdrücken und machten sie zu ihren Sklaven.*

*Eine Weile sahen die Götter dem Treiben zu. Sie hegten die Hoffnung, dass es den Sormieden gelang, sich aus der Dunkelheit zu befreien, die sie verschlungen hatte. Doch als sie immer grausamer wurden, beschlossen die Götter, dem ein Ende zu bereiten.*

*Sie trennten Menschen und Sormieden durch einen Wall, der bis hinauf in das Reich der Götter reichte.*

*Sie verwandelten den Teil der Welt, in denen die Sormieden von nun an leben mussten, in ödes und unfruchtbares Land. Die Götter schworen Rache. Wenn der Wall eines Tages zerfiel, sollten die Menschen den Tod über die Sormieden bringen.*

*Jahrhunderte später begann der Wall an Kraft zu verlieren. Es entstanden Risse, durch die man in die jeweils andere Welt hineingelangen konnte.*

*Die Prophezeiung jedoch war längst in Vergessenheit geraten.*

*Eines Tages suchte ein Gott die Königin Nardarils auf. Er gab ihr die Hoffnung, ihre Welt vor dem drohenden Untergang zu bewahren.*

Hanna schloss das Buch und drückte es an ihre Brust. Vorsichtig, damit der brüchige Ledereinband keinen Schaden nahm. Für einen Augenblick gab sich Hanna der Träumerei hin. Sie stellte sich vor, wie diese andere Welt sein möge.

Ein Poltern unter ihr riss sie aus ihrem Tagtraum. Sie huschte zu der anderen Ecke des Dachbodens und schob das Buch unter die Decke, die aus einem aufgeschnittenen Leinensack bestand.

Sie hatten ihr alles genommen. Das Buch durften sie ihr nicht auch nehmen. Und das würden sie, wenn sie es fanden. Selbst wenn

es für die beiden keine Bedeutung hatte. Für Hanna bedeutete es alles und das war für Roman und Ludwig Grund genug es ihr wegzunehmen.

Das Poltern ertönte erneut. Schnell strich Hanna die Decke über dem Strohlager glatt und eilte zur Tür.

»Hanna, Hanna«, schrie Romans Schwester Violett von unten herauf. Ihre Stimme hatte etwas Schrilles. »Komm sofort runter oder ich mache dir Beine, hast du verstanden?«

Hastig band sich Hanna die Haare zusammen und eilte hinunter. Es war ein Tag wie jeder andere und auch dieser würde vorübergehen. In Gedanken ging sie noch einmal den Brief durch. Die Zeilen, die ihre Hoffnung nährten, ihr einen Grund gaben weiterzukämpfen. Jeden Tag.

*Kinder, gezeugt von einem Sormieden und einem Menschen, besitzen die Gabe mit den Tierwesen zu kommunizieren. Sie werden Trimare genannt. Wenn sie sterben, so sagt man sich, werden sie als Kamere wiedergeboren. Einem magischen Wesen mit Schwingen, wunderschön wie die eines Engels und Klauen, die selbst das härteste Felsgestein entzweit ...*

Teil 1

Die Rache der Götter

## Kapitel 1

### *Gabriel*

Missgelaunt ritt Gabriel auf seinem Hengst durch das heruntergekommene Holztor. Der ergraute Wachmann schien es nicht für notwendig zu halten, einen Blick aus seinem Unterschlupf zu werfen. Den Fremden in Augenschein zu nehmen, der soeben das Tor passierte.

Gabriel verübelte es dem Mann nicht. Er selbst war den Regen leid, der seit Tagen unaufhörlich an seinen Nerven kratzte und seine Laune in die Tiefe zog. In den Dörfern, die unterhalb der Gebirgskette lagen, regnete es die meiste Zeit im Jahr. Er hatte damit gerechnet, diesem vermaledeiten Wetter ausgesetzt zu sein. Was jedoch nichts an seiner üblen Laune änderte. Die Grenze war nah und bald würde er dieser Welt den Rücken kehren. Er konnte es kaum erwarten.

Es war früh am Abend und die Dunkelheit brach über dem beschaulichen Dorf herein. Gabriel lenkte sein Hengst über die menschenleere Hauptstraße. Die Hufen versanken im aufgeweichten Erdboden. Der Matsch spritzte bis hinauf zu seinen Lederstiefeln.

Ein grimmiges Stöhnen drang aus seiner Kehle. Das schlechte Wetter verursachte ihm Kopfschmerzen und die Vorstellung die nächsten Tage hier, in dieser tristen Gegend, zu verbringen, trug nicht zur Besserung bei.

Gabriel spürte die Blicke, die ihn verfolgten. Die Dorfbewohner versteckten sich hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Fühlten sich dort sicher und glaubten, dass Gabriel ihre misstrauische Musterung nicht bemerkte. In den wenigsten Häusern brannte ein Licht. Dennoch erkannte er die dunklen Silhouetten, die Bewegungen der Vorhänge. Hier, in den Grenzgebieten, waren Fremde nicht gerne gesehen. Gabriel war es gewohnt, dass die Menschen ihn aus sicherer Entfernung beobachteten. Es vermittelte ihnen ein sicheres Gefühl, eine dicke Wand zwischen sich und ihm zu haben. Für gewöhnlich vermied er es, sich in der Welt der Menschen länger als eine Nacht am selben Ort aufzuhalten. Hier hatte er keine andere Wahl. Er hatte etwas zu

erledigen, das einige Tage in Anspruch nahm. Sechs, um genau zu sein.

Gabriel ritt auf eine Kreuzung zu. Ein verblichenes Holzschild, das über der Tür eines Eckhauses baumelte, erweckte seine Aufmerksamkeit.

Er lenkte sein Pferd darauf zu. Eine warme Mahlzeit und ein weiches Bett warteten dort auf ihn. Die vergangenen fünf Nächte hatte er auf dem Waldboden genächtigt und seine Glieder sehnten sich nach einer weichen Matratze.

Ein Geräusch. Geistesgegenwärtig zog er die Zügel streng nach links. Eine halbe Drehung. Da stand ein Junge auf der anderen Straßenseite.

»Sir«, rief der Junge ihm über die Straße zu. »Benötigt Ihr eine Bleibe für Euer Pferd?«

Zögerlich trat der Junge einen Schritt auf die Straße. Es war nicht alleine die einschüchternde Wirkung, die Gabriel auf andere ausübte und den Jungen vorsichtig auf Abstand hielt. Es waren die beiden Langschwerter, die hinter seinem Rücken aufragten, welche aber sorgfältig zugedeckt und nur schemenhaft zu erkennen waren. Der Junge hatte ja keine Ahnung, dass selbst die Breite einer Straße sein Leben nicht retten konnte, sollte Gabriel beschließen ihn zu töten.

Natürlich würde Gabriel einem Kind niemals Schaden zufügen. Er war kein Monster. In seinen zweiunddreißig Jahren hatte er mehr Leben genommen, als er zu zählen vermochte, doch keines hatte einem unschuldigen Kind gehört.

Der Kleine war mutig. Ihn mutterseelenallein auf dunkler Straße anzusprechen. Mit einer Kopfdrehung deutete der Junge auf das Schild des Gasthauses, zu dem Gabriel unterwegs war. »Roman hat keinen Stall«, rief der Junge.

Gabriel sah erneut auf das Schild. *Roman's*, wie originell.

»Für zwei Bronzemünzen die Nacht kann ich Euer Pferd nehmen. Ich versorge es gut. Der Stall dort drüben gehört meinem Vater.« Mit ausgestreckter Hand zeigte der Junge auf die andere Seite der Kreuzung auf ein heruntergekommenes Gebäude mit einem hölzernen Vorbau.

Der Junge kam ihm gerade recht. Eine Sache weniger, um die er sich kümmern musste.

»Wie ist dein Name, Junge?« Gabriel betrachtete den schlanken, vom Regen durchnässten Jungen, der kaum älter als vierzehn sein

konnte. Unter seiner braunen, abgenutzten Ledermütze fielen dunkelbraune Haare bis zu seinen schmalen Schultern herab.

»Thomas, Sir«, antwortete der Junge selbstbewusst. Er brachte den Mut auf und trat so nah an Gabriel heran, dass er den Kopf in den Nacken legen musste, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

Gabriel griff in seine rechte Satteltasche und holte einen Beutel Münzen hervor. Er warf sie dem Jungen zu, der ihn geschickt auffing.

»Hier hast du zwanzig. Für fünf Nächte und dafür, dass er eine Portion Hafer extra am Tag bekommt.«

Die Augen des Jungen leuchteten auf. »Eine Portion extra, geht klar, Sir.«

Gabriel schwang sich von seinem Hengst. Er tätschelte seinem treuen Gefährten die Flanke und übergab dem Jungen die Zügel.

»Wie ist der Name Eures Pferdes?«, fragte Thomas.

»Meute.« Gabriel machte sich daran die Satteltasche loszubinden. »Sorg dich gut um ihn, dann springen ein paar Münzen extra für dich heraus.«

Thomas' Augen leuchteten erneut auf. »Das werde ich«, versprach er eifrig. Gabriel glaubte ihm, andernfalls hätte er Meute nicht seiner Obhut übergeben. »Und jetzt geh, bevor du dir hier draußen den Tod holst.«

»Ja, Sir.«

Er sah Thomas nach, wie er sein Pferd zu dem Stall hinüberführte, dann begab er sich auf den Weg in die Gaststube.

Die behagliche Wärme eines Feuers im Kamin nahm ihn in Empfang. Immerhin geizte der Gastwirt nicht mit seinem Brennholz. Auf seiner Reise hatte er das auch anders erlebt. Da brannte im tiefsten Winter kein Feuer, weil der Wirt zu knausrig war seinen Gästen eine warme Stube zu bieten.

Milder gestimmt, trat er durch die leere Stube. Zwischen den runden Holztischen vorbei, auf den Tresen zu. Der Dielenboden knarrte unter seinen schweren Schritten und das Regenwasser tropfte von seinem langen Mantel auf den Boden.

Über dem Tresen hing eine Glocke an einem dünnen Seil. Gabriel streckte gerade seine Hand danach aus, als ein Mann durch die Nebentür trat. Seine Nase musste einige Male gebrochen sein, so wulstig und krumm war sie. Aber sie passte zum Rest seines kantigen, breiten Gesichts. Es erweckte den Eindruck, dass sein

Gegenüber gerne die Fäuste sprechen ließ. Einzig das fast feine weißblonde Haar passte nicht zu der grobschlächtigen Erscheinung des Mannes.

Gabriel zog seinen dunkelbraunen Mantel aus und legte das triefnasse Kleidungsstück über seine Schulter. Seine Schwerter hatte er mit einem Tuch bedeckt. Eine Waffe sichtbar mit sich zu tragen, brachte unnötigen Ärger und Argwohn, wenn er nicht im Sinn hatte Gebrauch von ihnen zu machen. Was den Argwohn anging, daran konnte er nichts ändern. Für den Kampf ausgerüstet oder nicht, die Menschen begegneten seiner Erscheinung stets mit Vorsicht und Vorurteilen.

Daran gewöhnt, nahm er es lediglich zur Kenntnis, dass der Mann ihn misstrauisch von oben bis unten beäugte. Einzig ungewöhnlich fand er, dass er es derart offenkundig und ohne Scham tat.

Gabriel schätzte, dass sein Gegenüber etwa in seinem Alter war, vielleicht etwas älter. Seine Augenbrauen waren hell und hoben sich kaum von dem blassen Gesicht ab. Es war unmöglich, zu erkennen, ob er diese während seiner misstrauischen Musterung hochgezogen hatte.

»Guten Tag, Sir«, brummte der Mann.

Gabriel ließ die Satteltasche aus seiner Hand auf den Boden fallen, was dem Wirt ein nervöses Zucken entlockte. »Seid Ihr der Gastwirt?«, erkundigte sich Gabriel. Er hegte kein Interesse daran, sich zu unterhalten, und stellte erleichtert fest, dass der Blonde ebenso empfand.

Mit einem knappen Nicken gab dieser ihm zu verstehen, dass er richtig lag. »Roman.«

»Ich benötige ein Zimmer«, entgegnete Gabriel knapp.

»Wie lange?«

»Fünf Nächte.«

Zunächst hatte Gabriel überlegt, die genaue Dauer seines Aufenthaltes zu verheimlichen. Ein Fremder, der sich länger am selben Ort aufhielt, warf Fragen und Spekulationen auf. Insbesondere an einem Ort wie diesem, an dem jederzeit mit einem wie ihm gerechnet wurde. Er täte gut daran, sich nicht zu erkennen zu geben. Das hatte ihm bisher nur Ärger gebracht und Tote. Viele Tote.

»Kein Problem, solange Ihr im Voraus bezahlt.« Die feindseligen schmalen Augen von Roman musterten ihn skeptisch. Erneut fasste



Gabriel in seine Tasche und holte einen Beutel Münzen hervor, den er auf den Tresen warf.

»Das dürfte genügen.«

Eilig nahm Roman ihn an sich und warf einen Blick hinein. Er verlor keine Zeit, ihn daraufhin in dem Lederbeutel zu verstauen, der um seinen Bauch hing. Dann öffnete er eine Schublade. Holte einen Schlüssel heraus und legte ihn vor Gabriel auf den Tresen.

»Treppe hoch, zweite Tür rechts«, lautete die Beschreibung.

Gabriel nahm den Schlüssel und ließ seinen Blick über die leere Gaststube schweifen.

»Die Küche hat geschlossen, öffnet in einer Stunde«, erwiderte der Wirt, als habe er vermutet, wie Gabriels nächste Frage gelautet hätte.

Die verbesserte Laune, die Gabriel beim Betreten des Gasthauses überkommen hatte, verflog. Eine ganze Stunde wollte er nicht warten. »Ich nehme, was ihr habt und einen Krug Bier.« Etwas Brot, trockener Speck, Hauptsache sein Magen hörte auf zu rebellieren.

»Das macht drei Bronzemünzen.« Der Wirt hielt ihm die ausgestreckte Hand hin.

Gabriel ignorierte diese und schlug mit der flachen Hand vier Münzen auf den Tresen. »Zwei Bier.«

Roman grabschte danach, als bestünde die Gefahr, dass ihm jemand zuvorkam.

»Hanna«, rief der Wirt in Richtung der Tür, aus der er zuvor gekommen war. »Hanna«, rief er erneut. Das zweite Mal lauter, noch bevor diese Person in der Lage sein konnte, zu reagieren. »Muss ich dir Beine machen.«

Gabriel hegte für diese Person Mitleid, noch bevor er sie gesehen hatte. Er dachte nicht darüber nach, wer da gleich erscheinen würde. Doch er kam nicht umhin überrascht zu sein. Ein schmales Gesicht, umrandet von goldblonden, leicht gewellten Haaren, trat aus der Tür.

Ein Kind, schoss ihm zunächst durch den Kopf. Die weiblichen Rundungen, die durch den dünnen Stoff ihres abgenutzten Kleides erkennbar waren, ließen ihn jedoch vermuten, dass er mit seinem ersten Eindruck falsch lag. Ihre zierliche Gestalt war von oben bis unten unscheinbar und dennoch fiel es ihm schwer seinen Blick von ihr zu lösen.

Moosgrüne Augen warfen ihm einen scheuen Blick zu, ehe sie sich auf Roman richteten.

»Bring unserem Gast Bier und etwas zu essen«, wies Roman das Mädchen in barschem Tonfall an. »Und danach bringst du das Gepäck aufs Zimmer.«

Das Mädchen nickte unterwürfig.

»Mein Gepäck trage ich selbst«, gab Gabriel dem Wirt zu verstehen, ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen. Die grünen Augen des Mädchens flackerten flüchtig zu ihm auf, bevor sie sich abwandte und wieder hinter der Tür verschwand. Davon abgesehen, dass er niemanden an seine Habseligkeiten ließ, war es ein Unding, dieses halbe Kind die schwere Satteltasche hinauftragen zu lassen.

»Wie Ihr meint.« Der Wirt zuckte mit den Achseln und verschwand ebenfalls.

Müde ließ Gabriel sich an einem der Tische nieder. Vor der Begegnung mit dem Wirt war er geneigt gewesen, seinen nassen Mantel über den Kamin zu hängen. Jetzt fand er es klüger, wenn er damit wartete, bis er auf seinem Zimmer war. Dieser Roman war zu gierig und es stand im Möglichen, dass sein Mantel am Morgen verschwunden war, würde er ihn hier in der Stube hängen lassen.

Eines musste Gabriel ihm zugestehen. Er hatte seine Angestellten bestens im Griff. Kaum hatte er sich niedergelassen, kam das Mädchen zu ihm an den Tisch. In der einen Hand einen Krug Bier, in der anderen einen Teller mit Brot, einem Stück Käse und getrocknetem Fleisch.

Eine ordentliche Portion, stellte er milder gestimmt fest. Das Wasser lief ihm bei dem Anblick im Munde zusammen. Die vergangenen Tage hatte er sich von altem Brot und einem mageren Hasen ernährt. Dies war die erste annehmbare Mahlzeit seit langem.

Während ihm das Mädchen den Teller auf den Tisch stellte, nahm Gabriel die Gelegenheit wahr und betrachtete sie genauer. Nein, ein Kind war sie nicht mehr. Es war schwer einzuschätzen, wie alt, aber sie war jung. Womöglich siebzehn, achtzehn Jahre. Ihr honigblondes Haar hatte sie lose nach hinten zu einem Zopf geflochten. Einige Strähnen hatten sich gelöst und fielen in ihr schmales Gesicht. Sie war hübsch anzusehen, wenn auch sehr blass und viel zu dünn.

Wortlos und mit gesenktem Blick stellte sie ihm den Teller und den Krug auf den Tisch. Die Frauen in den Wirtshäusern waren in der Regel geselliger. Sie waren neugierig, woher er kam oder taten zumindest so, um ihm näher zu kommen.

Dieses Mädchen hier schien regelrecht Angst davor zu haben, er könne sie auch bloß ansprechen. Sie vermied jeglichen Augenkontakt zu ihm.

Ihm war das recht. Gabriel war kein Mann großer Worte und mit Fremden unterhielt er sich grundsätzlich nicht gerne. Außerdem hatte er Hunger und bei dem Anblick des Essens konnte er es kaum erwarten, es in seinen leeren Magen zu befördern.

»Richte deinem Herrn aus, dass ich nach dem Essen ein heißes Bad wünsche«, sagte er zu ihr. »Die Münzen, die ich ihm überlassen habe, sollten dafür ausreichen«, fügte er hinzu.

Hanna, so hieß sie doch, wenn er sich richtig erinnerte, sah ihm für einen Moment in die Augen. Das Grün darin war dunkel und ihre Pupillen weiteten sich für einen Wimpernschlag. Dann nickte sie und eilte davon.

Er sah ihr nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwand. Dann widmete er sich gierig seiner Mahlzeit, während er ärgerlicherweise darüber nachdachte, dass sie dünn war. Zu dünn, seiner Meinung nach. Sie sollte mehr essen.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, leerte er den Krug Bier in wenigen Zügen. Er überlegte den zweiten Krug einzufordern, für den er bezahlt hatte, entschied sich aber dagegen. Die Müdigkeit obsiegte und er brauchte dringend einige Stunden Schlaf, bevor er am nächsten Morgen in aller Früh in die Berge aufbrach.

Als er oben an seiner Zimmertür ankam, war diese nicht, wie erwartet, verschlossen. Sie war angelehnt. Ein Plätschern war zu hören.

Sein Bad. Immerhin war dieser Roman schnell, dachte Gabriel erfreut. Es war viel zu lange her, dass er in den Genuss eines heißen Bades gekommen war.

Er stieß die Tür auf und blieb überrascht im Türrahmen stehen. Das Mädchen anzutreffen, hatte er nicht erwartet. Erschrocken fuhr sie zu ihm herum und stieß mit dem Rücken gegen den Rand des Badezubers. In ihrer Hand hielt sie einen leeren Eimer. Ihre Augen flackerten vor Angst und huschten von ihm fort zur Tür und

wieder zurück zu ihm. Er konnte die Panik, die von ihr ausging, regelrecht greifen. Für sie stellte er eine Bedrohung dar, versperrte ihr den einzigen Fluchtweg.

Er war kein Unmensch. Daher trat er einen Schritt zur Seite. Ehe er etwas sagen konnte, huschte sie an ihm vorbei, hinaus in die Freiheit.

Seltsames Mädchen.